

FH-AbsolventInnen im Promotionsverfahren

Thema: „Wissen und Können in der Sozialen Arbeit“

Die Deutsche Gesellschaft für Sozialarbeit bemüht sich als wissenschaftliche Gesellschaft auch um den wissenschaftlichen Nachwuchs. Sie lud daher im Oktober 2001 zum vierten Mal bundesweit zu einem Doktorandenkolloquium für FH-AbsolventInnen nach Berlin ein. Wie in den vergangenen Jahren hatten die Profs. Silvia Staub-Bernasconi, TU-Berlin, und Albert Mühlum, FH-Heidelberg, die Vorbereitung und Durchführung übernommen. Erneut kamen rund 30 Teilnehmer und Teilnehmerinnen zum Erfahrungsaustausch. Auch wenn eine Promotion nach FH-Abschluss mittlerweile nicht mehr ganz so ungewöhnlich ist, sind die Zugangswege kompliziert und die Verfahrensweisen je nach Bundesland und Uni unterschiedlich. Entsprechend groß ist das Bedürfnis der Beteiligten nach Austausch und fachlicher Unterstützung.

Wie in den Vorjahren prägte eine Kombination von fachwissenschaftlichem Diskurs und Präsentation fortgeschrittener bzw. abgeschlossener Dissertationen das Kolloquium, - verbunden mit einem Austausch über hochschul- und berufspolitische Fragen im Zusammenhang der Promotion. Als Gast referierte Prof. Dr. Werner Thole, Universität / Gesamthochschule Kassel zum Fachthema: Wissen und Können in der Sozialen Arbeit.

Vorstellungsrunde und Dissertationsthemen

Professor Wolf Rainer Wendt als Vorsitzender der DGS und Professorin Silvia Staub-Bernasconi als Gastgeberin begrüßten die TeilnehmerInnen. Unter Hinweis auf kritische Entwicklungen - national und global - wurde die wissenschaftliche Aufarbeitung der Sozialen Arbeit und die Bedeutung der Reflexionskultur einer Wissenschaftlichen Gemeinschaft betont, die auch die Lösungskompetenz der Profession in den Blick nehmen muss.

Eine kurze Vorstellungsrunde gab Gelegenheit zum Kennenlernen, zur Wiederbegegnung und zur Information über laufende Dissertationsvorhaben. Verständlicherweise besteht unter den Doktoranden ein großes Bedürfnis nach Austausch, nach Einschätzung des Entwicklungsstandes der einzelnen Arbeit - auch im Vergleich zu anderen - und nach Vergewisserung der Schlüssigkeit des gewählten Themas samt Untersuchungsmethoden bzw. Forschungsverfahren. Positiv ist die Zusammensetzung von erfahrenen Promovenden, die sich zum Teil aus früheren Kolloquien kennen, und Kommilitonen, die noch am Beginn des Verfahrens stehen oder erst auf der Suche nach einem Einstieg sind. Den Beteiligten steht die Teilnehmerliste mit Dissertationsthemen und Anschriften samt e-mail-Adresse zur Verfügung, um eine schnelle direkte Kontaktaufnahme zu ermöglichen. Externe Interessenten werden auf das Netzwerk sozialarbeit.com verwiesen. In Einzelfällen kann über die DGS-Geschäftsstelle (s. unten) auch Kontakt zum Doktorandenkreis vermittelt werden.

Die Bandbreite der diesmal vertretenen Diss.-Themen ist beachtlich. Sie reichen von „Alltagsproblemen“ der Adressaten über „Strategien“ der Sozialen Arbeit bis zur „Theoriebildung“ und Wissenschaftsentwicklung. Einige Beispiele: Sozialarbeit an Schulen, Maßnahmen bei drohendem Wohnungsverlust, Gesundheitsmanagement in Unternehmen, Straßenkinder im internationalen Vergleich, Arbeitsformen und professionelle Handlungsmuster, Jugendberufshilfe und Jugendhilfe, Handlungsfeld rechte Jugendclique, Verarbeitung sexueller Gewalterfahrung, Handlungswissenschaft Soziale Arbeit, Hospizarbeit und Heimalltag. Zielrichtung ist fast immer die Entwicklung wissenschaftlich begründeter Handlungsweisen für Praxisfelder der Sozialen Arbeit; forschungsmethodisch handelt es sich überwiegend um empirische Arbeiten, die vorzugsweise mit qualitativen Untersuchungsverfahren operieren.

Die Erwartungen der Teilnehmer sind verständlicherweise ebenfalls weit gespannt und beziehen sich z.B. auf Beratungs- und Betreuungsmöglichkeiten, Kontaktpflege und wechselseitige Unterstützung, aber auch auf praktische Fragen aus Sicht der „Nachrückenden“, z.B. zur Einleitung von Promotionsverfahren und zur Organisation des Alltags zwischen Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Wissenschaft. Auf Nachfrage wurde nebenbei auch auf Förderprogramme wie AssistentInnenprogramm und Studienstiftungen sowie speziell auf das Promotionskolleg der Alice Salomon Fachhochschule –ASFH, Berlin– eingegangen.

Fachthema: Wissen und Können in der Sozialen Arbeit (Prof. Dr. W. Thole)

Anliegen des Kolloquiums ist es, NachwuchswissenschaftlerInnen der Sozialen Arbeit zu unterstützen und an die eigene Disziplin – Wissenschaft der Sozialen Arbeit oder Sozialarbeitswissenschaft – heranzuführen. Während in den vergangenen Jahren die Präsentation einschlägiger Forschungszeitschriften des internationalen Social Work und der Diskurs zur Sozialarbeitswissenschaft als Fachthemen behandelt wurden, folgt diesmal ein Beitrag über „Wissen und Können in der Sozialen Arbeit“.

Ausgehend von seiner eigenen Biographie, Promotion neben dem Beruf und zeitweise finanziert aus Leistungen der Arbeitsverwaltung, formulierte Prof. Dr. Werner Thole einige „Stichworte zur disziplinären Verfasstheit der

Sozialen Arbeit“, die für ihn gekennzeichnet ist durch das Fehlen eines allgemeinen theoretischen Bezugssystems, eines einheitlichen Profils der Ausbildung, einer einheitlichen Praxis und eines konsistenten Referenzsystems. Mängel, die durch die Übernahme von disziplinären Konzepten bzw. Theorien aus den Bezugswissenschaften *ohne* angemessene sozialpädagogische Reformulierung noch verschärft würden. Seinen Beitrag zum Thema „Wissen und Können“ gliedert der Referent daran anschließend in zwei Teile: 1. Sozialpädagogische Theoriebildung in der gesellschaftlichen Modernisierung und 2. Offenheit oder Geschlossenheit von Erkenntnissen (Theorien) der Sozialen Arbeit.

1. Sozialpädagogische Theoriebildung in der gesellschaftlichen Modernisierung

Der seiner Betrachtung zugrunde liegende Rahmen ist ein vierfacher: 1. Theorieentwicklung, 2. Veränderung sozialberuflicher Praxis, 3. sozialpädagogische Forschung und 4. Reform des Qualifizierungssystems (Ausbildung). Alle vier sind eingebettet in Veränderungen, die als Probleme oder Krise wahrgenommen werden aber auch selbst Probleme generieren. Dabei ist eine zunehmende Eigenständigkeit sozialpädagogischer Interventionen zu konstatieren und ebenso eine wachsende empirische Orientierung der einschlägigen Forschung. „Eindimensionale“ Theorieansätze – z.B. hermeneutische Herangehensweise – werde zunehmend durch mehrdimensionale Erklärungsansätze ersetzt, die in der reflexiven Moderne eher überzeugen, z.B. in der Verbindung unterschiedlicher theoretischer Konzepte wie organisationstheoretische, verstehende, subjektivistische Ansätze.

Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Modernisierung, die auch als zweite Moderne gefasst wird, sei die oft behauptete „Vereinzelungstendenz“ weniger als Individualisierung zu verstehen, sondern eher als „neue Vergesellschaftungsform“ zu deuten, die neue Rationalitätsmodi spiegle. Im weiteren bezieht sich Werner Thole ausführlicher auf die Theorie der reflexiven Modernisierung (Beck/Bonß), auf deren Darstellung hier verzichtet wird. Erkenntnisleitend ist hier die Frage, welche neuen Herausforderungen daraus für die Soziale Arbeit folgen? Am Beispiel der Mediziner Ausbildung in England bzw. der Abwehr deutscher Absolventen wird das Theorie-Praxis-Problem und die „Praxisferne“ der Ausbildung illustriert. Im Modernisierungsprozess ist auch das wissenschaftliche Wissen im gesellschaftlichen Kontext neu zu bewerten. Die Globalisierung und die sich abzeichnenden Kulturkonflikte stellen neue Herausforderungen an die Soziale Arbeit, ihre Theorie und Praxis und ihre Forschung. Sozialpädagogik als Projekt, das sich erst in der Moderne realisieren konnte (Mollenhauer), steht nun in der zweiten Moderne erneut vor Herausforderungen, auf die sie nicht vorbereitet ist.

Eine *erste Diskussionsrunde* greift unterschiedliche Aspekte des Referats auf. So wurde gefragt, weshalb der Referent für die Soziale Arbeit als Wissenschaft Einheitlichkeit fordere, wenn man doch wisse, dass keine Wissenschaft Einheitlichkeit kennt und er selber für Offenheit in der Theoriebildung plädiere. Dem behaupteten Mangel an Eindeutigkeit der Sozialen Arbeit wird die Übereinkunft des internationalen Social Work entgegengestellt, d.h. einerseits existiert sie (vgl. die Beschlussfassung in Montreal 2000), andererseits ist sie vielleicht gar nicht gewollt; die Zuordnung von Ein- und Mehrdimensionalität wird thematisiert und unter dem Gesichtspunkt der inhaltlichen Bestimmung – was ist ein-, was mehrdimensional? – erörtert; die Entwicklung und wachsende Bedeutung der qualitativen Forschung (auch in den hier vertretenen Dissertationen) wird im Hinblick auf die geforderte multiperspektivische Theoriebildung gewürdigt; und diese wird hinsichtlich der Gefahr eines bloßen Eklektizismus kritisiert; Alltagsbeobachtung und ihr Verhältnis zur empirischen Forschung als „Beobachtung zweiter Ordnung“ werden ebenso angesprochen wie Fragen der Kategoriebildung; und schließlich wird mehrfach auf die Bedeutung von „Reflexivität“ eingegangen: nicht als Nachdenken über die Moderne, vielmehr in der strukturbildenden Bedeutung für die Moderne, die als Postmoderne oder reflexive Moderne vielleicht gerade durch die „Dekonstruktion der Konstruktionen“ charakterisiert wird.

2. Offenheit oder Geschlossenheit von Theorien der Sozialen Arbeit

Sozialarbeit/Sozialpädagogik als „rekonstruktive Praxis“ im Sinne Schützes klang schon im ersten Teil an und wird nun erneut aufgegriffen – „Sozialarbeiter rekonstruieren ständig“. Das sagt im Zweifel auch etwas über die Erkenntnisgewinnung aus. Und die Form der Erkenntnisgewinnung hat Konsequenzen für die Art der Erkenntnisse und die Theorien der Sozialen Arbeit. Der Theoriebestand selbst wird als dürftig bezeichnet und im wesentlichen als abgeleitet von Bezugsdisziplinen, also ohne nennenswerten Eigenbeitrag, verstanden. Obwohl Sozialarbeit und Sozialpädagogik als Subsystem der Gesellschaft zu begreifen sind, wie mit einem Hinweis auf Bruno Hildebrand (?) erläutert wird, lasse die theoretische Fruchtbarkeit noch immer zu wünschen übrig. Die Frage der Wirksamkeit und die Erklärung von Wirksamkeit des beruflichen Handelns erörtert der Referent dann am Beispiel des Arztberufs: Der ärztliche Nimbus („Götter in Weiß“) kann als wesentliche Voraussetzung für das „Heilen“ gelten. Die derzeit zu beobachtende Zerstörung dieses Nimbus trägt dann unvermeidlich zu einer Reduzierung der Wirkung bei. Der Sozialarbeit fehlt von jeher ein vergleichbarer Nimbus, das Bemühen um Methoden und wissenschaftliches Wissen kaschiert diesen Mangel nur notdürftig. Die Zumutungs- bzw. Anforderungs-

qualität der Öffentlichkeit gegenüber der Sozialen Arbeit schaffe nur neue Probleme und d.h. auch neue Zerreißproben.

Das Thema wird dann an Beispielen aus der außerschulischen Kinder- und Jugendhilfe entfaltet, die einem Forschungsprojekt zu diesem Handlungsfeld entnommen sind (Thole/Küster-Schapfl: Sozialpädagogische Profis. Leske & Budrich, Opladen 1997): In drei Teilen werden Ergebnisse dieser biographischen Forschung (narrative Interviews) vorgestellt:

1. Biographische Wege zur Sozialarbeit: Hier konnte eine lebensgeschichtlich früh angelegte Vorerfahrung und relativ frühe Entscheidung für diese Berufsrichtung nachgewiesen werden (z.B. familienbiographisch verankert);
2. Die Bedeutung des Studiums: Das Studium wurde i.d.R. *nicht* als „Schonraum“ oder „Entfaltungsraum“ verstanden; es folgte stabilen Vorerfahrungen bzw. Einstellungen (z.B. Helfermotivation), die durch das Studium meist nicht verunsichert werden; die Suche nach disziplinärer Fachkultur war vergebens;
3. Wissen und Können: Auf die Frage nach dem Wissen und Können, das im Berufsvollzug angewendet wird, wurde erstaunlich selten „theoretisches Wissen“ genannt und ebenfalls kaum „methodisches Können“. Am schwächsten war in der Kinder- und Jugendarbeit „wissenschaftliches Wissen“ ausgeprägt.

Die *zweite Diskussionsrunde* ging vom besagten „Nimbus“ aus, der in der Sozialen Arbeit weder vorhanden noch erwünscht ist, da er dem Hauptanliegen der Selbstermächtigung und Autonomie des Klienten zuwider läuft; kontrovers diskutiert wurde das Maß an Selbstreflexion, das von sozialberuflich Tätigen erwartet werden kann, und die „Verstörung“ des Mitgebrachten (Alltagswissen, Grundeinstellung) als Voraussetzung für eine professionelle Orientierung; statt von Verstörung oder Brechen der Routinen zu sprechen, wird Neukonstituierung und Integration neuer Elemente vorgeschlagen; inhaltlich ungefüllt blieben Kategorien wie Wissen, Können, Kompetenz, Kongruenz u.ä., die so leicht von den Lippen gehen, aber ohne präzise Füllung Leerhülsen bleiben; als Merkmal von Fachlichkeit wird angeboten: begründen zu können, was ich entscheide und tue – darüber hinaus sind Handlungslogik, Methodenwahl, Erklärungs- und Veränderungswissen und Theorieanwendung von Bedeutung; angesprochen wurde schließlich auch die unvermeidlich Fallorientierung sowie Notwendigkeit und Grenzen einer Kasuistik. Unter Bezug auf Tholes Aufsatz „Sozialarbeitswissenschaft – Theorieputsch ohne Theorie“ wird abschließend der theoretische Gehalt der vorliegenden Erklärungsansätze erörtert, - bei geringer Trennschärfe von SA- und SP-Theorien. Fasst man die kritischen Einlassungen des Referenten zur Theoriebildung im ersten Teil zusammen, läuft das Ergebnis im wesentlichen auf das bekannte Wissenschaftsverständnis hinaus, dass am Ende nur die *Wissenschaftliche Gemeinschaft* darüber befindet, was zum Theoriebestand zu zählen ist und welche Methoden der Erkenntnisgewinnung dem State of the Art entsprechen. Soweit diese Auffassung geteilt wird, stellt sich allerdings die Frage, inwieweit der Diskurs über die reflexive Moderne und die vehemente Kritik an den bisherigen Theoriebemühungen der Sozialen Arbeit zur Wissenschaftsentwicklung beitragen können.

Präsentation von Forschungsarbeiten

Im Unterschied zum letzt jährigen Kolloquium wurde diesmal wieder eine *abgeschlossene* Dissertation präsentiert. Zusätzlich wurde eine Arbeit in process vorgestellt.

Behandlung als Koproduktion

Dr. Karlheinz Ortmann: „Behandlung als Koproduktion. Patienten mit funktionellen Beschwerden in hausärztlicher Behandlung“ (Hans Jacobs Verlag, Lage 2001) / ortmannk@zedat.fu-berlin.de

K.H. Ortmann nahm in früheren Jahren selbst am Doktorandenkolloquium der DGS teil und ist daher noch vielen Anwesenden bekannt. Als Sozialarbeiter und Gesundheitswissenschaftler wählte er ein Forschungsthema aus der Hilfeprozessforschung, das nicht gerade sozialarbeitsspezifisch ist und dennoch wichtige Erkenntnisse für sozialberufliches Handeln – „hilfreiche Interaktion“ - erschließt: Krankheitsverhalten, Behandlungsprozess, Behandlungskonzepte und insbesondere Arzt-Patient-Interaktion sind Schlüsselbegriffe.

Nach einer kurzen Erläuterung der Art und Bedeutung funktioneller Beschwerden oder somatoformer Störungen nach ICD 10 (Annahme: psychosomatische Erkrankung ohne klare Ursache aber weite Verbreitung bei ca. 25-30 % der Bevölkerung) hebt der Referent einige Aspekte hervor:

- die Krankheit ist unklar, gerade deshalb ist sie so interessant bzgl. der Interaktion Arzt-Patient,
- es handelt es sich um High Users der Gesundheitsversorgung in mehrfacher Hinsicht;
- sie verursacht Leid und besonders hohe Folgekosten (u.a. Arbeitsausfälle);
- daraus resultiert eine gesellschaftlich und sozialarbeiterisch hohe Bedeutung.

Im Dreiecksverhältnis von Patient – Hausarzt – Angehörige gibt es bisher wenig Forschungsarbeiten, da die Hausarztforschung aus verständlichen Gründen brachliegt. Ausgehend von 3 Leitfragen:

- Wie entwickeln sich langwierige Krankheiten?
- Wie entwerfen und gestalten die Beteiligten Behandlung?

- Gibt es Verbindungslinien zwischen Behandlung/Versorgung und Gesundheit?

stellte er zunächst fest, dass die Literatur wenig befriedigend war und dass ein eigener Forschungsansatz gesucht werden musste. Seine Forschungsmaxime: „Neu hinschauen“, „sich von der Situation leiten lassen“, „nicht zum Sklaven einer Methode werden“ – aber stets ernsthaft um Begründungen für die gewählte Vorgehensweise bemüht zu sein..

Die Entscheidung für qualitative Forschung (Interviews) i.S. der Versorgungsforschung musste in diesem Kontext ausdrücklich gerechtfertigt werden, da in der Medizin die quantitative Forschung dominiert. Vorteilhaft war jedoch, dass die Vorgehensweise der hausärztlichen Praxis sehr vertraut ist und daher den unmittelbaren Kontaktpersonen gut zu vermitteln war.

Ortmanns Forschungsverfahren lehnt sich an die Grounded Theory an, ohne ihr jedoch in allen Details zu folgen. Datensammlung und Analyse erfolgen nicht scharf voneinander getrennt, sondern schrittweise im Voranschreiten der Untersuchung. Die Datenerhebung wird verstanden als theoretisches Sampling, d.h. das Material entwickelt sich im Forschungsprozess, es gibt keine Festlegung vorab, Neues entwickelt sich im Forschungsvollzug bis zu einer „theoretischen Sättigung“, das Prinzip der „Kontrastierung“ spielt eine große Rolle (z.B. Patienten mit sehr kurzer und sehr langer Krankheitsgeschichte oder Patienten mit Magen-Darm-Symptomen und mit Herz-Kreislauf-Symptomen) und die Datenanalyse erfolgt als „Codierung“. Aus diesen Grundsätzen folgt u.a., dass auch die Art der Interviews sich im Forschungsverlauf ändert, d.h. das erste und das 25. Interview unterscheiden sich stark voneinander.

Zu den Auswahlkriterien gibt der Refèrent Beispiele an: Für Patienten etwa: „zwischen 20 und 50 Jahre alt, funktionelle Beschwerden seit mindestens 2 Jahren, seit längerem in ärztlicher Behandlung, möglichst in Partnerschaft lebend“; für die einbezogenen Ärzte: „niedergelassene Ärzte in hausärztlicher Funktion“.

Der Zugang erfolgte über die genannten Ärzte und setzte ein vertrauensvolles Verhältnis voraus, da verständlicherweise Unsicherheit (Forscher als Nichtmediziner) und Ängste (was kommt wie in die Öffentlichkeit) vorherrschten. Die Patienten wurden von den Hausärzten vorgeschlagen und dann vom Forscher angesprochen. Die Forschungshaltung wird als „wohlwollend“ und „interessiert am Alltag“ beschrieben.

Die Interviews wurden nach Terminabsprache i.d.R. bei den Patienten zu Hause durchgeführt, vorzugsweise in Anwesenheit des Partners. Ein Interviewleitfaden wurde anfangs erarbeitet, der Forscher löste sich aber im Laufe der Befragung mehr und mehr davon. Das Interview wurde auf Tonband aufgenommen und später nach Regeln (sehr zeitaufwendig) transskribiert. Außerdem wurde nach jedem Interview ein Gedächtnisprotokoll zur Interviewsituation erstellt.

Für die Codierung wurden drei Formen verwandt. Z.B. die Benennung der Ärzte nach der Art ihrer Handhabung des Behandeln als „Konzepthüter“, „Erfinder“ und „Tester“. Kategorien nach vorherrschendem Handlungsmuster waren schließlich „fundiertes Handeln“ und „experimentelles Handeln“. Bei der Auswertung und Bewertung der Untersuchungsergebnisse wurde fachliches Feedback gesucht im Doktorandenkolloquium und bei einem ärztlichen Experten, der nicht in die Forschung involviert war.

Ergebnisse: Von besonderer Bedeutung erweist sich die sog. Klärungsphase: Die Erklärung der Beschwerden führt zu einer Behandlungsidee, die nach einiger Zeit Enttäuschung auslöst, weil sich die Hoffnung auf Heilung nicht erfüllt. Dann werden neue Verstehensmodelle entwickelt und darauf abgestellte Behandlungen versucht. Insgesamt entwickelt sich ein permanenter Aushandlungsprozess, der allen Beteiligten viel abverlangt. Die Hilfeprozesse sind gefährdet, wenn es zu keiner Verständigung kommt.

Wegen der fortgeschrittenen Zeit wurde auf eine vertiefte Auseinandersetzung verzichtet, zumal Zwischenfragen schon während des Vortrags abgearbeitet wurden. Die Art der Darstellung und die souveräne Forschungshaltung fand jedoch viel Beifall.

2. Forschungsprojekt Jugendwerkstätten

Nicole Pötter stellte ein Zwischenergebnis ihrer Arbeit im Rahmen des Forschungsprojektes Jugendwerkstätten, Köln, vor. Nach ihrem FH-Diplom erwarb sie die Promotionsreife in 2 Jahren an der Uni Bielefeld, im wesentlichen über einige Methodenscheine. Sie mündete dann im Assistentenprogramm Nordrhein-Westfalen und ist mit dem besagten Forschungsprojekt unter Leitung von Prof. Hurrelmann befasst.

Grundsätzlich handelt es sich bei Ihrem Promotionsvorhaben um eine Längsschnittstudie mit Teilnehmern der Jugendwerkstätten, die der Jugendberufshilfe im weiteren Sinne zuzuordnen sind. Ihr Promotionsthema musste sich an den Vorgaben des schon laufenden Forschungsprojektes orientieren und war daher nur sehr begrenzt von ihr beeinflussbar.

Im Kern basiert das Untersuchungsthema auf der jugend- bzw. bildungspolitischen Kontroverse, ob benachteiligte Jugendliche eher über arbeitsmarktorientierte oder über lebensweltorientierte Förderprogramme gesellschaftliche integriert werden können. Die Ausgangs- bzw. Leitfrage war: Welche Anliegen und welche Chancen haben sozial benachteiligte Jugendliche im Hinblick auf Erwerbsarbeit?

Ein Ziel des Forschungsvorhabens war die „Klärung der Situation“ dieser Jugendlichen. Sie sollte mittels einer Sekundäranalyse des schon vorliegenden Interviewmaterials versucht werden. Teilaufgaben waren dann die Erfassung 1. der (Selbst-) Einschätzung der Jugendlichen, 2. der Rahmenbedingungen, 3. des „Arbeitsethos“. Die Referentin berichtet dann über das Ansinnen ihres Doktorvaters, 195 vorliegende Interviews komplett auszuwerten, was in dieser Fülle nicht realisierbar war. Mittels entsprechender Codierung konnten bei dem bearbeiteten Teil-Material schließlich neun Bedeutungen von Erwerbsarbeit isoliert und die Aussagen vor dem jeweiligen Hintergrund gewürdigt werden. Unter Bezug auf die miterhobenen Personenstandsdaten ließen sich vier Typen (idealtypisch überzeichnet) herausarbeiten: männlich, weiblich, deutsch und türkisch. Eine Forschungsidee war dann, die erhobene „Realität“ mit diesen „Idealtypen“ zu vergleichen und ein Profil dieser Verteilung zu skizzieren.

In der Diskussion wurden insbesondere die theoretische Fundierung und das methodische Vorgehen problematisiert. Da über das Forschungsdesign und die theoretischen Grundlagen der Primärerhebung nichts bekannt ist, konnte auch zur „Passung“ der referierten Detail-Forschung wenig gesagt werden. Immerhin war die Spannung von quantitativer und qualitativer Forschung Gegenstand der Überlegungen und es wurden Hinweise zur Ungleichheitsforschung und Einstellungsforschung gegeben. Kritisch wurde gefragt, ob die bisher gefundenen Ergebnisse wirklich neue Erkenntnisse über die traditionellen Leitbilder hinaus erbrachten oder ob eine Reformulierung des Untersuchungsauftrags zu überlegen wäre. Schließlich wurde deutlich, dass weitere methodische Anwendungsverfahren geprüft werden sollten, durchaus auch die zuvor von K.H. Ortmann demonstrierte Herangehensweise.

Informeller Erfahrungsaustausch und Schlussplenum

Während des zweitägigen Kolloquiums war auch Raum für Erfahrungsaustausch über grundsätzliche und praktische Fragen im Zusammenhang des Promotionsverfahrens. In kleinen Gesprächsrunden konnten Kontakte geknüpft und Informationen ausgetauscht werden, wobei eine Mischung von erfahrenen und neuen Teilnehmerinnen als besonders hilfreich erlebt wurde. Themen waren beispielsweise Zugänge zur Promotion, Themenfindung, Anspruchsniveau, Vereinbarkeit von Promotion und Beruf bzw. Familie, Fördermöglichkeiten, Kooperation FH - Uni, fachlicher Austausch, Ressourcen und immer wieder Forschungsmethoden. Andiskutiert wurde aber auch die Frage einer Positionierung der Doktoranden in den anstehenden Akkreditierungsverfahren und die Repräsentanz in der Wissenschaftlichen Gemeinschaft. Dankbar anerkannt wurde das Bemühen der DGS, den NachwuchswissenschaftlerInnen mit den Kolloquien ein Forum zu bieten, verbunden mit dem Wunsch auf Fortführung im nächsten Jahr.

Eine gemeinsame Abschlussrunde gab schließlich Gelegenheit zur Klärung offener Fragen und zur Planung künftiger Aktivitäten. Informationsbedarf besteht hinsichtlich der Stufenabschlüsse Bachelor und Master. Eine Ad hoc Gruppe stellte Ideen vor, um als Nachwuchswissenschaftler selbst Einfluss auf die Entwicklung und Akkreditierung von Studiengängen nehmen zu können, mit dem Ziel, fachspezifische Charakteristika herauszuarbeiten, die professionelle Identität zu stärken und Ausbildungsstandards zu sichern. In diesem Zusammenhang wird auch überlegt, wie eine etwas verbindlichere Organisationsform für Doktoranden im Rahmen der wissenschaftlichen Gesellschaft aussehen könnte, - eine Anfrage, die an den Vorstand der DGS weitergeleitet wird. Insgesamt war man in der kurzen Auswertungsrunde mit der Veranstaltung zufrieden. Anstelle eines längeren Vortrages könnte zukünftig auch wieder zu kürzeren Inputs zurück gekehrt werden.

Fazit: Das Kolloquium ist als „Forum für Sozialarbeitsforschende“ etabliert und damit selbst ein kleiner Teil jenes Kommunikationszusammenhangs, der die Wissenschaftliche Gemeinschaft der Sozialarbeit ausmacht. Die DoktorandInnen wollen sie nicht missen. Und da auf dem wissenschaftlichen Nachwuchs die Hoffnungen für eine Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit ruhen, wird die DGS dieses Angebot beibehalten. S. Staub-Bernasconi und A. Mühlum sind ausdrücklich dazu bereit.

Abschließend einige praktische Hinweise zur Kontaktpflege:

- DGS-Homepage (u.a. mit Protokollen der Kolloquien): <http://www.fh-fulda.de/dgs>
- DGS Geschäftsstelle: DGS-Sersheim@t-online.de
- Promotion von FH-Absolventen / Initiativen der Kollegen Zimmermann und Fandrey: www.sozialarbeit.com / dan.fandrey@topmail.de / www.fh-promotion.de (letztere auch mit Zusatz: mailing liste.html und newsletter.html)
- „Thesis“-Doktoranden-Netzwerk e.V.: zentrale@thesis.de / <http://www.thesis.de>
- Mailingliste für Doktoranden: PromSoz@yahoo.com (bzw .de) / www.sozialarbeit.de

Albert Mühlum

Anlage: Teilnehmerliste mit Dissertationsthemen